

dtv

Als die mitreißende, selbständige Charity und die sanftmütige, zutiefst menschliche Sally einander zum ersten Mal begegnen, in den dreißiger Jahren, während der Großen Depression, hätte der Unterschied zwischen ihnen, was Herkunft, Status und Charakter angeht, nicht größer sein können, ihre gegenseitige Sympathie und Neugier auf einander allerdings auch nicht. – Larry Morgan, aus dem Westen der Vereinigten Staaten, hat keinerlei Beziehungen, Sid Lang besitzt alles. Ostküstenadel, Vermögen, Einfluss, Reputation. Beide stehen am Anfang akademischer Karrieren, doch erst nachdem Larry als Schriftsteller reüssiert, stellt sich auch äußerlich jene Augenhöhe her, die beide Paare emotional von Anbeginn verbunden hat. ›Zeit der Geborgenheit‹ ist das Porträt einer außergewöhnlichen Freundschaft, in der Lebenshunger, Ambitionen, Niederlagen und Triumphe über die Wechselfälle eines halben Jahrhunderts hinweg aufgehoben sind. Eine Liebesgeschichte besonderer Art.

Wallace Stegner (1909–1993), aus armen und zerrütteten Verhältnissen stammend, darf als die bedeutendste literarische Stimme des amerikanischen Westens im 20. Jahrhundert gelten. ›*Crossing To Safety*‹ war sein letzter Roman unter insgesamt achtundzwanzig Veröffentlichungen. Stegner, der sich auch als Biograf, Kritiker, Essayist und Historiker einen Namen gemacht hatte, unterrichtete an verschiedenen Universitäten, unter anderem in Stanford. Zahlreiche Auszeichnungen wie der Pulitzer-Preis (1972) und der National Book Award (1977) neben namhaften anderen Ehrungen belegen seinen Rang als Klassiker der amerikanischen Moderne.

Wallace Stegner
Zeit der Geborgenheit

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Chris Hirte

Mit einem Nachwort von T. H. Watkins

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Wallace Stegner
sind bei dtv außerdem erschienen:
Die Nacht des Kiebitz (13988)
Vor der Stille der Sturm (24898)



4. Auflage 2015
2011 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1987 by Wallace Stegner.
By Arrangement with the Mary P. Stegner Marital Trust
c/o Brandt & Hochman Literary Agents, Inc. New York
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Crossing To Safety‹ [Random House, Inc., New York 1987]
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Clemens Kalischer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14098-0

M. P. S. gewidmet, in Dankbarkeit für mehr als ein halbes Jahrhundert der Liebe und Freundschaft, und den Freunden, mit denen wir beide gesegnet waren.

Ich bin bereit, ihm alles hinzugeben, dem Gott der Zeit,
nur das nicht, was mir selbst gehört. Doch warum das
zur Konterbande machen, was ich am Zoll vorbei
auf sicheren Grund gebracht? Denn ich bin dort.
Und was mir wertvoll war, hab ich behalten.

Robert Frost

ERSTER THEIL

I

DURCH EIN GEWIRR AUS TRÄUMEN UND ERINNERUNGEN schwebe ich nach oben, winde mich wie eine Forelle durch die Wellen meines Erwachens. Meine Augen öffnen sich. Ich bin wach.

So mag es denen ergehen, die am Star operiert sind. Werden die Verbände abgenommen, erscheint jede Kleinigkeit ganz scharf und neu und doch vertraut aus der Zeit vor dem Erblinden – das frische und das erinnerte Bild verschmelzen wie beim Blick durchs Stereoskop.

Es muss sehr früh am Tage sein. Das Licht ist kaum mehr als ein Dämmern, das durch die Jalousien sickert. Aber ich sehe oder erinnere – oder tue beides zugleich – die vorhanglosen Fenster, die nackten Deckenbalken, die kahlen Bretterwände, an denen nichts hängt als ein Kalender, den ich schon von unserem letzten Besuch kenne, und der liegt acht Jahre zurück.

Die Einrichtung, einst bewusst spartanisch, wirkt heute nur noch schäbig. Nichts ist erneuert oder hinzugefügt worden, seit Charity und Sid das Anwesen den Kindern übergeben haben. Eigentlich müsste ich mir vorkommen wie in einem Elternquartier in den schweren Zeiten, aber nein. Ich habe zu viele gute Tage und Nächte in dieser Hütte verbracht, um mich von ihr deprimieren zu lassen.

Das Zimmer hat sogar, als sich meine Augen im Dämmerlicht zurechtfinden, etwas wunderbar Anheimelndes,

selbst in dieser Düsternis. Das sind die alten Erinnerungen, denke ich, aber auch die Farben. Das naturbelassene Kiefernholz der Wände und der Decke ist im Lauf der Jahre nachgedunkelt und hat eine satte Honigfarbe angenommen – wie durchtränkt von der Wärme der Menschen, die diese Hütte errichtet haben, um ihren Freunden Unterkunft zu bieten. Ich nehme das als Vorzeichen. Und obwohl mir bewusst ist, warum wir hier sind, kann ich dieses Gefühl der behaglichen Vertrautheit, mit dem ich erwacht bin, nicht abschütteln.

Vertraut auch die Luft im Zimmer. Der übliche Mäusegeruch der Sommerhäuser, untermischt mit einer vagen, nicht unangenehmen Geruchserinnerung an die Stinktiere unter den Dielen – und dies alles durchdrungen von einer würzigen Frische wie in zweieinhalbtausend Metern Höhe. Doch das täuscht. Was wie Gebirgsluft riecht, ist in Wirklichkeit Nordluft. Bis zur kanadischen Grenze sind es nur ein Dutzend Meilen, und der Eispanzer, der überall in der Landschaft seine Spuren hinterlassen hat, ist nicht für immer verschwunden, er hat sich nur vorübergehend zurückgezogen. Irgendetwas in der Luft sagt mir selbst im August, dass er wiederkommen wird.

Ja, wenn man die Sterblichkeit vergessen könnte, und das war hier stets leichter als anderswo, könnte man tatsächlich glauben, dass die Zeit kreisförmig ist und nicht linear voranschreitet, wie uns unsere Kultur glauben machen will. Aus geologischer Sicht sind wir werdende Fossilien, wir werden verscharrt und schließlich wieder ausgegraben, um spätere Epochen in Erstaunen zu versetzen. Nach geologischen oder biologischen Begriffen sind wir als Individuen nicht von Belang. Wir unterscheiden uns kaum voneinander, jede Generation ist eine Wiederholung der Elterngeneration, die Bauten, die wir errichten, auf dass sie uns überleben, sind nicht langlebiger als Ameisenhügel und viel kurzlebiger als Korallenriffe. Hier kehrt alles zu

sich selbst zurück, wiederholt und erneuert sich, Gegenwart und Vergangenheit sind kaum zu scheiden.

Sally schläft noch. Ich schlüpfte aus dem Bett und laufe barfuß über die kalten Dielen. Der Kalender, an dem ich vorbeigehe, besteht darauf, nicht derjenige zu sein, an den ich mich erinnere. Er zeigt den aktuellen Monat an: August 1972.

Die Tür knarrt beim Öffnen. Draußen ist es frisch, das Licht ist grau. Unten der graue See, oben der graue Himmel, verstellt von den Hemlock-Tannen, deren Spitzen schon über die Veranda hinausragen. Mehr als einmal habe ich mit Sid in vergangenen Sommern diese unkrautartig wuchernden Bäume ausgelichtet, damit es in der Gästehütte nicht zu dunkel wird. Aber wir haben nur einzelne Stämme gefällt, niemals die ganze Gruppe. Die Hemlock-Tannen mögen dieses Steilufer. Sie klammern sich an ihr Territorium wie andere Arten auch.

Ich gehe wieder hinein, nehme meine Sachen vom Stuhl, in denen ich von New Mexico abgereist bin, und ziehe mich an. Sally schläft weiter, erschöpft vom langen Flug und der fünfstündigen Autofahrt von Boston bis hierher. Zu anstrengend für sie. Aber sie wollte keine Zwischenstation machen. Wenn man sie ruft, dann ist sie zur Stelle.

Eine Minute stehe ich still und lausche ihrem Atem. Ich frage mich, ob ich hinausgehen und sie allein lassen kann. Sie schläft fest, und Schlaf kann sie gebrauchen. Um diese Zeit wird niemand vorbeikommen. Diese frühen Morgenstunden gehören mir. Auf Zehenspitzen schleiche ich hinaus auf die Veranda. Hier draußen könnte es auch 1938 statt 1972 sein, zumindest spüre ich keinen Unterschied.

Noch ist niemand munter im Anwesen der Langs. Kein Licht zwischen den Bäumen, kein Rauchgeruch vom Feuermachen. Auf dem weichen Waldweg gehe ich am Holzschuppen vorbei zur Straße, und dort begegne ich dem

Himmel, der im Osten schon heller ist, der Morgenstern leuchtet wie eine Lampe. Dort unter den Tannen dachte ich, der Himmel wäre verhangen, aber hier draußen ist die Himmelskuppel blass und klar.

Meine Füße tragen mich die Straße hinauf zum Tor. Direkt hinter dem Tor gabelt sie sich. Ich lasse das Berghaus links liegen und entscheide mich für den schmalen Fahrweg, der sich nach rechts den Berg hinauf windet. John Wightman, dessen Hütte am Ende des Weges steht, ist vor fünfzehn Jahren gestorben. Er wird nichts dagegen haben, dass ich auf seinen Pfaden wandle. Den Weg bin ich hundertmal gegangen, ein lieblicher, versteckter Tunnel unter Bäumen, heute Morgen belebt von Vögeln und scheuem, raschelndem Getier. Das ist mein Lieblingsweg.

Der Tau hat alles durchnässt, in den Farnen könnte ich mir die Hände waschen, und als ich ein Ahornblatt abreiße, tropft ein Regenschauer auf meinen Kopf und meine Schultern herab. Ich durchquere den Saum von Laubbäumen am Fuß des Berges, den Zederngürtel, wo der Boden morastig und voller Quellen ist, dann den harzduftenden Fichtenwald am Steilhang. Ich gehe mit offenen Sinnen und weide mich an der Umgebung. Im Schlamm entdecke ich Waschbärenfährten. Ein ausgewachsenes Tier und zwei Junge. Reife Gräser, gebogen wie Croquet-Tore, orangefarbene Fliegenpilze, bereits flach ausgebreitet oder nach oben gewölbt, sodass sich in den Hüten das Wasser sammelt, Miniaturwäldchen aus Bärlapp, Kiefern- und Zedernschösslingen, unter den ausladenden Fichtenzweigen braune Erdhöhlen. Hier ist das Reich der Mäuse und Hasen.

Meine Füße sind nass. Irgendwo im Gehölz höre ich einen Ammerfink, der sich zaghaft an einem halb vergessenen Lied versucht. Auf halber Höhe blicke ich links hinüber und halte Ausschau nach dem Berghaus, aber ich sehe nur Bäume.

Dann bin ich auf dem Rücken des Berges, und hier ist

der Himmel frei, riesig ausgespannt und voller Licht, das die Sterne vertrieben hat. Am Horizont ziehen sich die Berge hin. Über Stannard Mountain ist die Luft wie flüssiges Gold, und während ich schaue, kommt die Sonne über dem Gipfel zum Vorschein und blendet mich.

Diesmal sind wir nicht zum Vergnügen nach Battell Pond gekommen, sondern aus Zuneigung und Treue zur Familie, die uns aufgenommen hat. Man hat uns hergeben und erwartet. Aber Trauer bringe ich nicht auf. Jetzt genauso wenig wie beim Aufwachen in der schäbigen alten Gästehütte. Ganz im Gegenteil. Ich frage mich, ob ich mich jemals lebendiger gefühlt habe, jemals klarer bei Verstand und versöhnter mit mir und der Welt als jetzt in diesen Minuten auf dem vertrauten Berg, während die Sonne unaufhaltsam und mächtiger nach oben steigt, während ich unter mir die unveränderte Ortschaft sehe, den See wie Quecksilber, die Grünschattierungen der Heuwiesen und Weiden, der Zuckerahorn-Plantagen und schwarzen Fichtenschläge, die ins Licht treten und sich erwärmen, während die Schatten kürzer werden.

Hier war und ist der Ort, wo in der schönsten Zeit unseres Lebens die Freundschaft zu Hause war und das Glück regierte.

Als ich zurückkomme, sitzt Sally im Bett. Die Jalousie, die sie vom Bett aus erreichen kann, ist ein Stück hochgezogen, damit die Sonne hereinscheint. Sie trinkt eine Tasse Kaffee aus der Thermoskanne und isst eine Banane aus dem Obstkorb, den Hallie uns hinstellte, als sie uns gestern Nacht hierher brachte.

»Kein Frühstück«, hatte sie gesagt, »nur ein *Hasari* zwischendurch. Wir kommen und holen euch zum Brunch, aber nicht allzu früh. Ihr werdet müde sein und zeitlich aus dem Tritt. Also schlaft nur aus, wir holen euch gegen zehn. Nach dem Brunch besuchen wir Mom, und für den

Nachmittag hat sie ein Picknick auf dem Folsom Hill geplant.«

»Ein Picknick?«, fragte Sally. »Geht es ihr denn so gut, dass sie zum Picknick will? Wenn sie es für uns tut, soll sie es lieber lassen.«

»Sie hat es so geplant«, sagte Hallie. »Sie meinte, ihr seid müde und sollt eure Ruhe haben. Und wenn sie das sagt, wird es wohl so sein. Wenn sie ein Picknick will, dann richtet euch lieber auf ein Picknick ein. Nein, sie schafft es schon. Sie spart ihre Kräfte für Dinge, die ihr wichtig sind. Sie möchte alles so haben wie in den alten Zeiten.«

Ich ziehe die zwei anderen Jalousien hoch und lasse Licht in den halbdunklen Raum. »Wo warst du?«, fragt Sally.

»Den alten Weg zu Wightman hinauf.«

Ich gieße mir Kaffee ein und setze mich in den Korbsessel, der schon zur Einrichtung der Arche Noah gehörte. Sally schaut mir vom Bett aus zu. »Und wie war's?«

»Schön. Die Stille, der gute Erdgeruch. Es hat sich nichts geändert.«

»Ich wäre gern mitgekommen.«

»Ich bring dich nachher im Auto hin.«

»Nein, dann gehen wir zum Picknick. Das reicht.« Sie schlürft ihren Kaffee und mustert mich über den Tassenrand. »Ist das nicht typisch? Der Tod steht vor der Tür, doch sie will es so haben wie in den alten Zeiten und befiehlt allen, es so einzurichten. Und sorgt sich um unsere Müdigkeit. Ach, was für eine Lücke wird sie hinterlassen. Aber die ist schon da, seit wir ... Hast du gefühlt, dass etwas fehlte?«

»Nichts fehlte. Es war alles wie immer.«

»Da bin ich froh. Ohne die beiden kann ich mir diesen Ort nicht vorstellen.«

Eine langjährige Behinderung macht gewisse Menschen abgeklärt, andere verfallen in Selbstmitleid oder Bitterkeit. Sally hat sich geläutert und mehr zu sich gefunden.

Schon in jungen Jahren, als sie noch gesund war, konnte sie so ruhig und unberührt von menschlichem Eifer und Gezänk erscheinen, dass sich andere in ihr irrten. Sid Lang, der keineswegs unsensibel ist und seinerzeit sogar ein bisschen verliebt in sie war, nannte sie früher gern Proserpina und neckte sie mit den Versen von Swinburne:

Bleich, hinter Tor und Pforte,
gekrönt mit Laub, steht sie
und sammelt alles Sterbliche
mit kalten, unsterblichen Händen.

Wir machten unsere Scherze über ihre kalten, unsterblichen Hände. Aber lange davor schon, in ihren Kindertagen, als die Mutter sie von einer Pflege in die andere geben musste, hatte sie ihre Ruhe erworben – wie ein Rehkitz, das bewegungslos, getarnt und ohne Witterung abzugeben verharret, wo die Mutter es versteckt. Irgendeine Hand hat ihr sehr früh schon die Stirn geglättet. Innerlich und äußerlich wirkt sie ruhig und fest wie Stein. Doch ich kenne sie so lange. Alter und Krankheit haben ihr Gesicht verfeinert, ihren Schläfen und Wangenknochen eine zerbrechliche Eleganz verliehen, ihren Ausdruck auf die Augen konzentriert.

Nun strafen die Augen ihr passiv hinnehmes Gesicht Lügen. Ihr Blick ist düster und umwölkt. Sie betrachtet ihre Hände, die sie faltet, öffnet und wieder faltet. »Ich habe von ihr geträumt«, sagt sie. »Beim Aufwachen habe ich von ihr geträumt.«

»Das ist doch ganz normal.«

»Wir hatten irgendeinen Streit. Ich sollte etwas tun und hab mich dagegen gesträubt, und sie war wütend. Ich auch. Ist das nicht eine elende Art zu ...« Sie bricht ab, und als hätte ich ihr widersprochen, fährt sie erregt fort: »Sie sind die einzige Familie, die wir je hatten. Ohne sie wäre unser

Leben ganz anders und viel schwieriger geworden. Wir hätten diesen Ort nie kennengelernt, auch nicht die Menschen, die uns am meisten bedeuten. Deine Karriere wäre anders verlaufen, du wärst vielleicht in irgendeinem Provinzcollege versauert. Ohne Charity wäre ich nicht mehr am Leben. Ich hätte einfach nicht mehr gewollt.«

»Ich weiß.«

Ich sitze mit dem Rücken zum Fenster. Auf dem Nachttisch steht ein Glas Wasser, das ich Sally in der Nacht hingestellt habe. Die schräg einfallende Sonne spiegelt sich im Glas und wirft einen prismatischen Lichtfleck an die Decke. Ich strecke das Bein aus und trete gegen den Nachttisch. Das regenbogenfarbene Oval fängt an zu beben. Ich halte die Hand übers Glas, und der Lichtfleck verschwindet.

Sally beobachtet mich mit finsterem Blick. »Was soll das? Was willst du damit sagen? Dass alles vorbei ist? Dass wir uns abfinden sollen? Ich bin es leid, mich abzufinden. Ich mag nicht mehr hören, dass der Herr uns den Rücken stärkt für jegliche Last. Wer hat das gesagt?«

»Keine Ahnung. Ich nicht.«

»Vielleicht stimmt es, aber ich brauche keine Stärkung mehr. Ich wache hier auf, wo mich alles an sie erinnert, und ich träume, dass wir uns streiten. Dann wird mir klar, wie ich über sie urteile, wie lange das schon so geht, und ich könnte weinen.«

Wie um sich selbst zu tadeln, zieht sie ein angewidertes Gesicht. Wir blicken uns beklommen an. Weil sie einen Ausdruck meiner Betroffenheit erwartet, sage ich: »Doch, einmal habe ich eine Leere gespürt. Gestern Nacht. Ich wusste, dass Charity uns nicht mit der Taschenlampe empfangen und begrüßen würde, aber dass Sid käme, hätte ich erwartet. Ich nehme an, er wird dort oben gebraucht. Da hab ich gemerkt, wie ernst es ist. Mein Herz schreckte zusammen, als nur Hallie und Moe als stellvertretendes

Empfangskomitee auftauchten. Aber heute Morgen war es vergessen. Ich hab mich gefühlt wie immer.«

»Wie kam sie nur auf die Idee, dass wir zu müde wären, um gleich in der Früh zu ihr zu gehen? Das sieht ihr wieder ähnlich. Nun, dann wird es eben Mittag. Hilfst du mir aus dem Bett? Ich muss raus.«

Ich lege ihr die Beinschienen an, packe sie unter den Armen, stelle sie auf den Fußboden und reiche ihr die Krücken. Sie drückt die Unterarme in die Griffe und wankt ins Bad. Ich folge ihr. Vor der Toilette beugt sie sich vor, löst die Kniegelenke, ich setze sie auf die Klosettbrille und lasse sie allein. Nach einer Weile pocht sie an die Wand, ich gehe hinein und hebe sie vom Sitz. Sie verriegelt die eisernen Kniegelenke und stellt sich zum Waschen ans Waschbecken, das von den Mineralien im Quellwasser verfärbt ist. Ein paar Minuten später kommt sie herein. Sie hat sich gekämmt und den Schlaf aus dem Gesicht gewaschen. Am Bett bückt sie sich wieder, um die Gelenke zu lösen, und setzt sich ruckartig auf die zerknüllte Decke. Ich hebe ihre Beine, strecke sie aus und schiebe ihr die Kissen in den Rücken.

»Wie fühlst du dich?«, frage ich. »Alles in Ordnung?«

»Vielleicht hat Charity recht. Ich bin wirklich müde.«

»Schlaf doch noch ein bisschen. Soll ich die Schienen abnehmen?«

»Lass sie dran. Dann ist es dir nicht so lästig, wenn ich dich rufen muss.«

»Es ist mir nicht lästig.«

»Oh«, sagt sie. »Das muss es aber. Es ist so.« Ihre Augen schließen sich. Dann lächelt sie wieder. »Willst du uns nicht eine Orange schälen?«

Ich schäle uns eine Orange und gieße den restlichen Kaffee aus der Thermoskanne ein. Sally sitzt in die Kissen gelehnt, ihre Beine bilden eine dünne, gerade Linie unter der Bettdecke. Sie bedenkt mich mit ihrem schelmischen Blick, wie um zu sagen: Ist das nicht herrlich?

»So ein *Hasari*, das lass ich mir gefallen«, sagt sie. »Was meinst du? Das ist wie in Italien, als wir früh aufgewacht sind und du Tee gekocht hast. Oder im Taj Mahal Hotel in Bombay. Weißt du noch? Nur dass es dort Obst mit Tee gab, nicht Obst mit Kaffee. Jetzt fehlte noch ein großer Deckenventilator – so einer wie der, den Lang mit dem Kissen heruntergeholt hat.«

Ich lasse den Blick über die leeren Wände schweifen, die unverkleideten Deckenbalken, die nackten grünen Rollos. So ist hier alles eingerichtet, selbst das große Haus. Charity hat ihre asketischen Maßstäbe gleichmäßig auf alles und jeden verteilt – auf ihre Familie, ihre Gäste und sich selbst. »Nun, nicht ganz wie im Taj Mahal«, muss ich einwenden.

»Aber besser.«

»Wenn du meinst.«

Sie lässt die etwas verkrümmte Hand mit der halben Orange in den Schoß sinken. Die Hand kann sie nicht mehr ausstrecken, seit sie in der Eisernen Lunge lag und wir alle, einschließlich Charity, die sonst an alles dachte, vergaßen, ihre Hände zu bewegen, aus lauter Sorge, dass sie aufhören könnte zu atmen. Sie hat zu lange mit geballter Faust gelegen. Für einen Moment schwinden ihre bemühte Heiterkeit, ihre Schicksalsergebenheit, ihre stolze, stoische Haltung. Die Frau, die mich ansieht, ist aufgewühlt und übermüdet.

»Ach, Larry«, sagt sie vorwurfsvoll. »Es macht dich traurig. Genauso traurig wie mich.«

»Nur wenn ich lache«, erwidere ich, denn sie duldet Trauermienen ebenso wenig wie Charity. Sie schluckt die Zurechtweisung, lässt sich umarmen, küssen und lächelt wieder. Ich ziehe die Rollos herunter. »Hallie und Moe werden frühestens in zwei oder drei Stunden kommen. Schlaf noch ein bisschen. In Santa Fe ist es erst fünf Uhr morgens. Ich wecke dich, wenn sie kommen.«

»Was willst du so lange machen?«